

Zeitschrift: Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft =
Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

Herausgeber: Schweizerische Asiengesellschaft

Band: 62 (2008)

Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus = Reviews

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REZENSIONEN – COMPTES RENDUS – REVIEWS

Otto Böhtingk an Rudolf Roth. Briefe zum Petersburger Wörterbuch 1852–1885. Herausgegeben von Heidrun BRÜCKNER und Gabriele ZELLER. Bearbeitet von Agnes STACHE-WEISKE. Veröffentlichungen der Helmuth von Glasenapp-Stiftung, Band 45. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2007. XXI, 870 Seiten. ISBN 978-3-447-05641-0.

Sich über die Bedeutung des Petersburger Wörterbuchs (PW) und seiner Autoren für die Sanskrit-Lexikographie zu äußern, würde bedeuten, Eulen nach Athen zu tragen. Es liegt auf der Hand, dass ein Blick in die “Werkstatt”, in der das PW entstand, jeden Indologen faszinieren wird. Der vorliegende Band umfasst 484 an Rudolf Roth zwischen 1852 und 1885 gerichtete Briefe. Sie wurden 1993 von Gabriele Zeller in der Universitätsbibliothek Tübingen im Nachlass von Roth aufgefunden. 14 Jahre lang arbeiteten Böhtingk (B.) und Roth, ohne einander zu kennen, in dem gemeinsamen Willen, der Wissenschaft zu dienen. Erst im Sommer 1866, als die Kaiserlich Russische Akademie B. vier Monate Urlaub gewährte, lernten sie sich in Tübingen persönlich kennen. Die einschlägigen Briefe und Antworten Roths konnten leider bisher nicht aufgefunden werden.

Zur Genesis des PW äußern sich die Herausgeberinnen im Vorwort: “Die hier veröffentlichten Briefe Böhtingks an Roth ermöglichen erstmals, die Arbeitsweise, Organisation, wissenschaftlichen Prinzipien und Kommunikationsstrukturen über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten zu verfolgen und zu analysieren” (p. VII). Es war insbesondere B., der die Arbeit immer wieder vorantrieb und zweimal entschuldigt er sich für sein “ungestümes Wesen” (Brief 11/1853; Brief 92/1858; in letzterem bemerkt er, dass ein Dämon ihn treibe). Tatsächlich entfallen schätzungsweise 90 % des PW-Volumens auf B. Aber dieser wusste um die Unentbehrlichkeit Roths und schrieb: “Was wäre aus dem Wörterbuch geworden, wenn Sie sich nicht angeschlossen (sic) hätten?” (Brief 23/154). Es verwundert daher nicht, dass B. seinem am 31. März 1855 geborenen Sohn Roths Vornamen gab.¹

Die Gliederung des Briefmaterials erfolgte nach der Jahreszahl der Abfassung. Die Briefe selbst wurden von Agnes Stache-Weiske mustergültig transkribiert und bearbeitet. Wie schwierig diese Arbeit war, sieht man aus der

1 Er lebte aber nur drei Monate.

Reproduktion von vier Briefen, die neben den Porträts von B. und Roth dem Werk beigegeben wurden.

Das PW – dieser Umstand wird oft übersehen – entstand unter äußerst schwierigen familiären, politischen und zum Teil auch pekuniären Umständen. B. war schon 1852 leidend und erörterte die Möglichkeiten der Weiterführung der Arbeit nach seinem Tode (der bekanntlich glücklicherweise erst 1904 eintrat). Im August 1860 zog sich B. eine schwere Lungenentzündung zu (nach der er sich das Rauchen abgewöhnte). Die Besorgnis um die Vollendung des Werkes erhielt dadurch neue Nahrung (Brief 125/1860). Im Frühling und Sommer 1862 wurde B. vom Malariafieber heimgesucht. Viele Male beklagte er die unter dem 60. Breitengrad herrschenden klimatischen Verhältnisse. Im Winter waren es nur wenige Stunden am Tag, in denen B. ohne künstliches Licht arbeiten konnte. Einer seiner Stoßseufzer würde auch in die Gegenwart passen: „Wie wird das Leben durch die vielen Sitzungen verleidet!“ (Brief 252/1864). In den Familien von B. und Roth gab es immer wieder Todesfälle unter den nächsten Angehörigen; so starb Roths Frau schon 1853 nach einer Frühgeburt. Es gehörte schon eine wahre Leidenschaft für die Indologie dazu, die Arbeit am PW, ohne sich Schicksalsschlägen zu beugen, kontinuierlich weiterzuführen. Auch die Kriege, die während der Erarbeitung des PW stattfanden, werden von B. thematisiert: der Krimkrieg, der von Russland und Preußen blutig niedergeschlagene polnische Aufstand von 1863, der Bürgerkrieg in den USA von 1861 bis 1865, der Preußisch-Dänische Krieg von 1864, der Preußisch-Österreichische Krieg von 1866 und der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71. Besondere Schwierigkeiten bereitete natürlich auch die große Entfernung zwischen den beiden Gelehrten; so traf einmal eine Nachricht aus Tübingen erst nach 17 Tagen in St. Petersburg ein (Brief 94/1858). Immerhin gelang es B. und Roth, zwischen denen schnell eine Freundschaft entstand, sich ohne Verzug auf die Konzeption des Wörterbuchs zu einigen; so trafen sie schon 1852 die Entscheidung, keine Wurzeln auf *e*, *ai* und *o* anzusetzen. Wie gründlich gearbeitet wurde, kann man schon aus einem einzigen Beispiel ersehen: B. studierte eigens die Telugu-Schrift, um eine Ausgabe des *Vikramacarita* in dieser Schrift lesen zu können (Brief 278/1865).

Hauptsächlich das Klima bewog B., mit Genehmigung der Akademie St. Petersburg zu verlassen und seinen Wohnsitz in Jena zu nehmen (Brief 344/1868). Sofort nach dem Umzug setzte er seine Arbeit am PW fort; begünstigt war er freilich durch den Umstand, dass er nie eine Vorlesung halten musste.

Die Präsentation der Brieftexte ist hervorragend und demonstriert in jeder Zeile die Akribie, mit der die Herausgeberinnen gearbeitet haben. Von besonde-

rem Wert sind auch die Fußnoten mit Kurzbiographien der in den Briefen erwähnten Persönlichkeiten. Auch Nicht-Indologen wie Vertreter anderer wissenschaftlicher Disziplinen, Missionare, Verleger usw. finden hier angemessene Erwähnung. Auch im Zeitalter von Google und Wikipedia reflektiert das hier Gebotene eine außergewöhnliche Leistung. Selbst die Biographie eines zeitgenössischen Akrobaten, den B. einmal kurz erwähnt, ist eruiert worden (S. 473). Die Herausgeberinnen haben sogar das Adressbuch von Helsinki konsultiert, da B. 1861 seine Sommerferien in der Nähe dieser Stadt verbrachte. Einige notwendige Berichtigungen und Ergänzungen mögen in die Fußnoten verwiesen werden.² Druckfehler sind ganz selten; auf einige soll in den Anmerkungen verwiesen werden, meist ohne sie näher zu spezifizieren.³

So sehr man die in diesen Briefen zum Ausdruck kommenden Leistungen B.s, Roths und anderer zeitgenössischer Indologen bewundert, fällt es andererseits doch schwer, sich bestimmten negativen Tendenzen zu entziehen. Es ist nun einmal nicht zu leugnen, dass die Indologie in gewisser Hinsicht eine beklagenswerte “Tradition” hat. Statt in Übereinstimmung mit dem Geist der Toleranz, der indische Philosophie und Religionen auszeichnete, zu handeln, übten sich die Indologen nur zu oft in gehässigen Fehden. Wissenschaftlicher Meinungsstreit aber sollte in kollegialer Achtung und gegenseitigem Respekt geführt werden.⁴ Doch schon zu der Zeit, als das PW sich noch im Anfangsstadium befand, war das Gegenteil der Fall. Erinnert sei etwa an die Auseinandersetzungen

2 Für die biographischen Fußnoten hätte allenfalls noch das Kompendium von Gauranga Gopal SENGUPTA, *Indology and its eminent Western Scholars* (Calcutta 1996) herangezogen werden können. – Als Ergänzung zu Fußnote 2, S. 22: Gaspare Gorresio starb am 21. Mai 1891 in Turin. – Zu S. 111, Anm. 18: Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Russland erfolgte 1861. – Zu S. 293: Kaunas liegt nicht in Lettland, sondern in Litauen. – Zu S. 374, Anm. 47: Georg Bühler starb nicht in Wien, sondern ertrank vor Lindau im Bodensee. – Zu S. 663, Anm. 11: Dass August Leskien 1870 erster Professor für Sanskrit in Leipzig wurde, trifft nicht zu. Vielmehr wurde Hermann Brockhaus in Leipzig bereits 1841 außerordentlicher und 1848 ordentlicher Professor. – Zu S. 853, Anm. 4: Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Professor Dieter B. Kapp ist 1930 das Todesjahr von Bruno Lindner.

3 Druckfehler finden sich S. 119, letzte Zeile; S. 142, vorletzte Z.; S. 146, vorletzte Z.; S. 153, drittletzte Z.; S. 236, Anm. 9 mehrfach; S. 272, Anm. 20 (die Exkommunikation Ulrich von Huttens erfolgte natürlich nicht 1822); S. 272, letzte Z.; S. 293, letzte Z.: Dünaburg ist das heutige Daugavpils; S. 300, Z. 4 v.u.; S. 314, Z. 3 v.u.; S. 520, Z. 6–7; S. 699, Z. 15 v.u.; S. 731, letzte Z. (es fehlt “Indischen”); S. 749, Anm. 5–7, wo es, wie auch B. im Text hat, Cappeller mit geminiertem p heißen muss; S. 772, Anm. 3, wo dreimal Stendhal statt Stendal steht.

4 Vgl. MYLIUS, K.: “Für Freiheit und Kollegialität in der indologischen Forschung!”. In: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät zu Berlin*, Band 76, S. 119–130 (Berlin 2005).

zwischen Albrecht Weber und Albert Hoefer.⁵ So mancher Streit mag dadurch entstanden sein, dass schon frühzeitig von anderen Autoren damit begonnen wurde, das PW auszubeuten. Aber das erklärt noch nicht die Herausbildung geradezu feindlicher Fronten. Über Jahrzehnte hinweg standen dem „Triumvirat“ aus B., Roth und Weber die „Frondeurs“ gegenüber: Theodor Goldstücker, Martin Haug, Alfred Ludwig und Max Müller. Goldstücker unterzog die bis 1860 erschienenen Teile des PW einer vernichtenden (und ungerechtfertigten) Kritik und bescheinigte B. und Roth „unmeasured pretensions of scholarship“ und „profoundest grammatical ignorance“ (Brief 129/1860). B. wiederum sprach von „Goldstücker und Consorten“ (Brief 49/1855; Brief 267/1865) und meinte, er sei „ein gar erbärmlicher Kerl“ (Brief 58/1855). Der bedeutende belgische Orientalist Félix Nève galt B. als „Schwätzer“ (Brief 18/1853). Besonderer Unmut richtete sich gegen Max Müller: er sei „ein gemeiner Kerl“ (Brief 278/1865); es gehe ihm nicht um die Wahrheit, sondern um Popularität (Brief 46/1855); die „Müllersche Sammlung“, nämlich die *Sacred Books of the East*, nennt er (zu Unrecht) „ein schönes Sammelsurium“ (Brief 478/1879). Recht hat B. jedoch, wenn er die bei Müller auftretende (und auch in der Gegenwart wieder grassierende) Angloomanie tadeln (Brief 269/1865). Gar nicht gerecht wird B. den bahnbrechenden Leistungen von Theodor Benfey, wenn er schreibt: „Es scheint mir ein großes Unglück bei Benfey zu sein, daß er Schlag auf Schlag Bücher aus dem Ärmel schüttet (sic)“ (Brief 52/1855). Jeder Indologe weiß, wie bedeutend diese Bücher waren und sind. Benfeys Übersetzung des Pañcatantra nennt B. eine „Geschmacklosigkeit“, der „große Flüchtigkeit“ innewohne (Brief 129/1860). „Benfey ist und bleibt ein elender Kerl“ heißt es im Brief 150/1861; er sei „charakterlos“ (Brief 255/1864). Die Abneigung gegen Benfey verleitet B. zu der ans Ordinäre grenzenden Äußerung: „Benfey leidet geradezu an einer Mauldiarröe, die unheilbar zu sein scheint [...] Bei gewöhnlichem Stuhlgange eines gesunden Menschen könnte gar nicht so viel Unrath abgehen“ (Brief 175/1862). Leider ist B. von antisemitischen Ausfällen nicht frei (Brief 202/1863; Brief 255/1864). Und obwohl Benfey schon 1848 zum Christentum übergetreten war, unterstellt B. ihm „jüdische Unverschämtheit“ (Brief 299/1866). Natürlich war auch die andere Seite nicht zimperlich; es ist bekannt, dass Max Müller das „Triumvirat“ als „International Sanskrit Insurance Company“ verspottet hat (S. 524). Aber B. (obwohl Wirklicher Geheimer Staatsrat mit dem Titel Exzellenz) drückte sich drastischer aus: „Wollen wir nur fortfahren gegen dieses gemeine

5 WEBER, A.: „Herrn Hoefer zur Antwort“. In: *Indische Studien*, Band II (Berlin und Leipzig 1853).

Pack zu schweigen; sie ärgern sich noch mehr darüber, als wenn man ihnen gehörig antwortet; nur wir erfahren aus dem Hundegebell, daß wir schnell eilen" (Brief 278/1865). In diesem Zitat sind *in nuce* schon die einer späteren Zeit vorbehaltenden Methoden enthalten: Diffamierung und Ausgrenzung.

Denn diese "Gepflogenheiten" des Umgangs mit wissenschaftlichen Gegnern haben sich fortgesetzt. Immer wieder wurden wissenschaftliche und politische Meinungsverschiedenheiten in verletzender Form ausgefochten. Erklären lässt sich eine solche, dem Geist der Indologie widersprechende Haltung einstweilen kaum.

Es fällt schwer, für diesen verhängnisvollen Zug in der Geschichte der Sanskritistik eine hinreichende Erklärung zu finden. Auch die Feststellung, dass es sich hier um Spezialfächer handelte, die nur mit wenigen Gelehrten besetzt waren, vermag nicht zu überzeugen, da andere vergleichbare Fächer in weit geringerem Maße von solchen Zerwürfnissen heimgesucht wurden.⁶

Der Rez. nimmt Abstand davon, diese traurige und beschämende Thematik, die sich in der Gegenwart nicht weniger schwerwiegend auswirkt als 1850, weiter zu vertiefen. Doch sollte die Fachwelt anhand der Briefe B.s gegenüber diesem Übelstand erneut sensibilisiert werden. Eingesehen hat dies letzten Endes B. selbst, schrieb er doch: "Was hilft alle Gelehrsamkeit, wenn sie nicht mit der Sittlichkeit Hand in Hand geht?" (Brief 345/1868).

Über die damaligen Kontroversen hat inzwischen die Geschichte entschieden. Das PW hat alle Krittelei überstanden; seine überragende Bedeutung für die Sanskrit-Lexikographie wird niemals ernsthaft in Frage gestellt werden können. Im Grunde haben (wenn man bei Goldstücker eine gewisse Einschränkung macht) alle Gegner aus jener Zeit ihren hohen wissenschaftsgeschichtlichen Rang behaupten können: B., Roth und Weber ebenso wie Benfey und Müller. Dass sie sich bekämpft haben, statt miteinander zu arbeiten, bedeutete für die Indologie einen großen Schaden.

Den Briefen wurde ein sorgfältig gearbeitetes Personenregister angeschlossen. Der Nutzen des Bandes würde noch erhöht werden, wenn sich die Herausgeberinnen entschließen könnten, ein Register der unzähligen Belegstellen als Appendix-Band zu erarbeiten. Die Betreuung des Werkes durch den Harrassowitz Verlag (Wiesbaden) darf als vorbildlich bezeichnet werden: die Druck- und

6 GÖHLER, L.: "Sanskritistik und Indische Altertumskunde in Leipzig. Historischer Abriss speziell der Jahre 1949 bis 1990". In: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät zu Berlin*, Band 48, Heft 5, S. 119–133 (Berlin 2001).

Papierqualität sowie die Bindung lassen keine Wünsche offen. Durch die Aufnahme in ihre Publikationsreihe hat sich die Glasenapp-Stiftung erneut verdient gemacht. Herausgeberinnen und Bearbeiterin haben sich durch ihre hochqualifizierte und mühevolle Arbeit größtes Lob verdient. Als Fazit sei wiederholt: diese Briefsammlung wird jeden Indologen nicht nur reichhaltig belehren, sondern ihn zugleich faszinieren.

Klaus MYLIUS, Frankfurt am Main

Afsaneh NAJMABADI: *Women with Mustaches and Men without Beards: Gender and Sexual Anxieties of Iranian Modernity*. Berkeley [etc.]: University of California Press, 2005.

“As if to mark the end of the Qajar era in the early 1920s, the aesthetics of a woman’s mustache began to evoke discomfort and disdain, as clearly expressed in a popular satirical play first staged in March 1922, *Ja’far Khan returns from Europe*. The Europhile lad Ja’far meets his female cousin Zinat, whom his mother wants him to marry, of course. He mutters to himself: ‘Pas mal! [the French is in the original]. She has turned out well. Except for that mustache’” (NAJMABADI, 2005:233).

Diese Episode ist nur eine unter unzähligen Anekdoten, Zitaten, Zeitungsberichten, öffentlichen Debatten, historischen Ereignissen, Romanen, europäischen Reiseberichten, Bildern und sonstigem Material, das Najmabadi zu ihrer faszinierenden Analyse des Wandels der Sexualität in Iran der vorletzten Jahrhundertwende heranzieht.

Das eben genannte Theaterstück ging zu einer Zeit über die Bühne, als der modernistische Riza Khan durch einen Militärputsch an die Macht gekommen war. Mit dem Ende der Qajaren-Herrschaft ging, so Najmabadi, auch ein Wandel der Sexualität und der erotischen Ästhetik einher. War in der frühen Qajar-Periode ein leichter Schnurrbart ein fester Bestandteil der weiblichen Schönheit, so distanzierten sich die modernen Iranerinnen und Iraner aufgrund des europäischen Einflusses von diesem “seltsamen” Geschmack. Woher rührte aber dieser im modernen Iran nicht mehr nachvollziehbare Sinn für Ästhetik?

Der Autorin zufolge war das Idealbild der menschlichen Schönheit in der vormodernen iranischen Gesellschaft das harmonische Gesicht eines heranwachsenden jungen Mannes mit leichtem Schnurrbart (*khatt*). Die Kritik am Frauen-

schnurbart aus dem Munde Ja‘far Khans ist eine Kritik an der Ästhetik der Qajar-Periode, gemäss welcher die Frauen durch einen leichten, notfalls gezeichneten, Schnurbart das damals vorherrschende Schönheitsideal *sadah* (“einfach” aber auch “heranwachsender junger Mann”) anstrebten.

Diese Ästhetik-Diskussion führt zu einem weiteren Schwerpunkt des Buches: Anhand von Texten und Bildern zeigt Najmabadi auf, wie die Homoerotik, die bei den iranischen Modernisten – in Anlehnung an europäische Vorstellungen – als Zeichen der Rückständigkeit galt, durch die europäisch geprägte romantische (heterosexuelle) Liebe verdrängt wurde.

Das moderne Konzept der Sexualität hatte laut der Autorin auch eine Auswirkung auf das Gender-Verständnis in Iran: Die Koppelung von Gender mit Sexualität führte dazu, dass die bestehende Vielfalt der Gender-Dimensionen – *mard* (“Mann”), *zan* (“Frau”), *amrad* (“heranwachsender junger Mann”) und *mukhannas* oder *amradnuma* (“ein möchtegern-*amrad*”) – auf die moderne Dichotomie (Mann und Frau) reduziert wurde.

Ein weiterer Fokus dieses Werkes besteht darin, Gender als “analytic category” zur Analyse des sozialen Wandels heranzuziehen. Gemäss Najmabadi ging die Feminisierung des “Geliebten” in Iran des 19. Jahrhunderts mit einer Reihe von politischen und kulturellen Transformationen einher. Ein Beispiel hierfür ist der Wandel der politischen Sprache, insbesondere in der nationalistischen Bewegung. Die Faszination für die romantische Liebe im europäischen Sinne schlug sich in der Beziehung der Bürger zur Heimat nieder. Während aus der Heimat (*vatan*) eine weibliche Geliebte wurde, entwickelte sich das Bürgertum zu einer heimatliebenden Bruderschaft (*baradaran-i vatan*). Die Heimat wurde aber gleichzeitig als die Mutter begriffen und die Bürger als deren beschützenden Söhne (*abna’-i vatan*). Die Heimatliebe kommt in einer Reihe von Begriffen, wie etwa *vatan-parasti* (“Anbetung der Heimat”), *hubb-i vatan* (“Liebe zur Heimat”), *khak-i pak-i vatan* (“die reine Erde der Heimat”), und *vatan-e muqaddas* (“die heilige Heimat”), zum Ausdruck. Heimat als die Geliebte/Mutter, deren Ehre (*namus*) von Fremden (Männern) geschützt werden muss, bleibt in Iran bis heute ein Leitmotiv des nationalistischen Gedankengutes.

Vor dem Hintergrund ihrer historischen Analyse thematisiert Najmabadi auch die Gender-Frage im heutigen Iran. Unter anderem verweist sie auf die paradoxe Situation, dass in Iran seit der Gründung des islamistischen Regimes einerseits die Homosozialität gefördert, andererseits aber die Homoerotik verdrängt und die Homosexualität streng bestraft wird.

Die Fülle des empirischen Materials und dessen präzise Analyse durch die Autorin sind beeindruckend. Eine der methodischen Stärken dieser Studie liegt

in ihrer Bildanalyse: Insgesamt vierzig Bilder, sei es auf Staatswappen, Gedenkmünzen, Ikonen, Dokumenten, Flaggen, Bauten oder Gemälden, werden zum Verständnis des Wandels der Sexualität in der erwähnten Epoche herangezogen. Hierzu ein Beispiel:

In einer minutiösen Analyse des 1836 eingeführten (und 1979 verworfenen) iranischen Staatswappens (ein Schwert tragender Löwe und eine im Hintergrund strahlende Sonne) zeigt die Autorin auf, wie sich die Darstellungen dieses Wappens durch die Jahrzehnte hindurch im Modernisierungsprozess verändert haben. Während die Sonne sich von einem *amrad* zu einer Dame (*khurshid khanum* = “Frau Sonne”) verwandelte, wurde der Löwe immer männlicher. Somit ging die vielfältige Gender-Symbolik zugunsten eines europäisch geprägten binären Bildes verloren. Schliesslich verlor die Sonne während der Militärdiktatur von Riza Schah (1921–41) ihre Gesichtszüge, so dass aus dem Staatswappen ein rein männliches Symbol wurde.

Den Wandel des Staatswappens deutet Najmabadi zugleich als Sinnbild des Wandels der Geschlechterbeziehungen in Iran: Zunächst die Verdrängung von Homoerotik durch die moderne, heterosexuelle Liebe (Feminisierung der Sonne und deren Kontrastierung mit dem maskulinen Löwen: männliche Bürger als Beschützer der weiblichen Nation), sodann der Eintritt der Frauen in die Öffentlichkeit (Entfaltung der Sonne), und schliesslich die Verdrängung der Weiblichkeit im Erscheinungsbild der modernen Frau (Ausradieren der Gesichtszüge der Sonne).

So fundiert Najmabadis innovative Studie ist, bleibt sie von Mängeln nicht verschont. Zum einen ist sie aufgrund der Datenlage auf die Analyse der urbanen Bevölkerung, die im 19. Jh. lediglich einen Zehntel der iranischen Bevölkerung ausmachte, beschränkt. Zum anderen bleibt Najmabadis Diskussion über Homoerotik/Homosexualität auf deren männliche Ausprägung fokussiert. Zudem wird es nicht ersichtlich, ob homoerotische Beziehungen bei allen sozialen Schichten verbreitet waren. Schliesslich tendiert die Autorin gelegentlich, etwa bei der vergleichenden Analyse der iranischen Romane zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Kapitel 6), zur Überinterpretation. Abgesehen von diesen kleinen Mängeln leistet die Studie Najmabadis einen grossen Beitrag zum Verständnis von *gender relations* in Iran an der Schwelle der Moderne.

Das Buch hat 363 Seiten und umfasst acht Kapitel, einen Epilog, ein Glossar, einen Index und detaillierte Endnoten im Umfang von 61 Seiten. Die acht Kapitel sind in zwei Teile gegliedert: Der erste Teil (*Beauty, Love, and Sexuality*) umfasst die ersten zwei Kapitel: 1. *Early Qajar*; 2. *Nineteenth-Century Trans-*

formations. Der zweite Teil (*Cultural Labor of Sexuality and Gender*) schliesst die weiteren sechs Kapitel ein: 3. *The Eclipse of the (Fe)Male Sun*; 4. *Vatan, the Beloved; Vatan, the Mother*; 5. *Women's Veil and Unveil*; 6. *The Tragedy of Romantic Marriage*; 7. *Crafting an Educated Wife and Mother*; 8. *Women or Wives of the Nation?* Der Epilog trägt den Titel: *Feminism and Its Burden of Birth*.

Najmabadi ist Professorin für Geschichte an der Universität Harvard und spezialisiert auf iranische Geschichte mit dem Schwerpunkt *Gender Studies*. Sie hat sich bereits mit einigen bedeutenden Schriften, allen voran der Studie *The Story of the Daughters of Quchan: Gender and National Memory in Iranian History* (erschienen 1998 bei Syracuse University Press) einen Namen gemacht.

Amir Sheikhzadegan, Zürich

